Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 11

Artikel: Von Land und Leuten abseits

Autor: Graf, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636507

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tragen. Ich habe den Weg der Genesung vorauserlebt in einem ersten Flug. Irgendwie, irgendwann werde ich meine Heimat zurückgewinnen und in ihr Wurzel treiben. Aber nicht mit den Kräften der Selbstbesessenheit. Meine Erstarrung muß eine lebendige Sonnenglut lösen, meine Erdenschwere muß jener Sturm erfassen, der mich beim Anblick der Geopferten ergriff.

* * *

O dieser strahlende Frühling, der den Menschen die Reiselust ins Blut jagt! Diese abgesagten Stunden, diese abreisenden Schülerinnen, die den Unterricht von sechs oder acht Wochen auf Rechnung stehen lassen! O der Frühling einer armen Frau! Es ist, als müßte ich Schläge kriegen, weil ich eine Hoffung aufgepflanzt habe. Dr. Diehl meldet seinen Sohn endgültig ab in einem gewundenen, verlegenen Schreiben. Die Erinnerung an die einstige Agatha Schneiter in der heutigen Klavierlehrerin, die man nach Belieben anstellt und absetzt, ist ihm peinlich.

Und als hätte er diabolische Witterung, bringt mir Minx einen neuen Schüler. Er ist diesmal entschlossen, nicht mehr auf Vorschuß zu liefern. Ich wehre ihn brüsk ab, ohne mich zu besinnen. Er geht glatt über den Zwischenfall hinweg, feig und sicher zugleich. Die nächste Begegnung wird entscheiden. „Freund oder Feind, Sie haben die Wahl", sagt die Miene des fetten Herrn. Immer deutet sie ein Einverständnis an, von dem ich nichts weiß. Das wird mich eines Tages meine wenige Selbstbeherrschung kosten.

In aller Widerwärtigkeit nicht den Weg der Genesung vergessen! Einzige Rettung, einziges Gut!

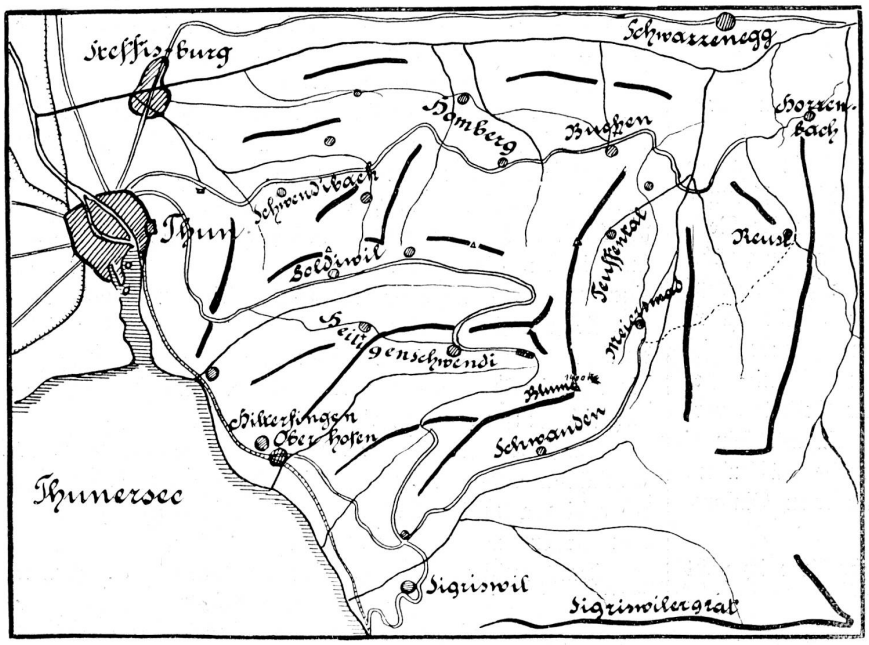
(Schluß folgt.)

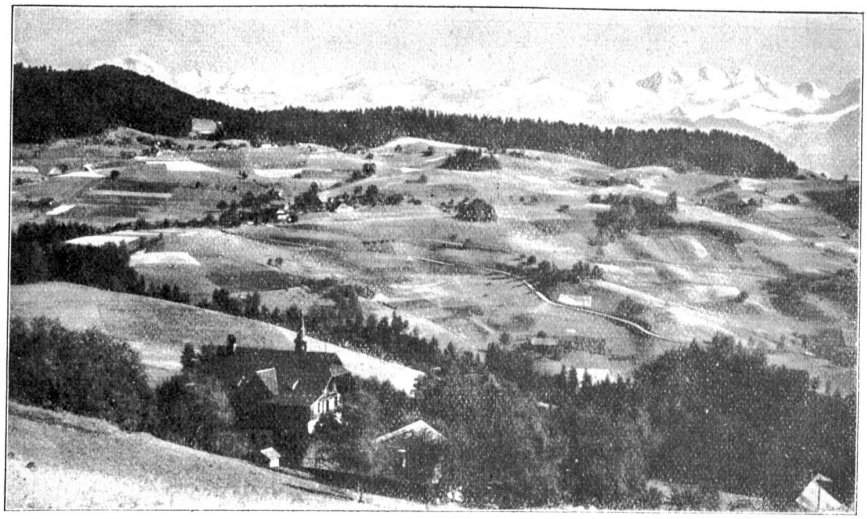
Von Land und Leuten abseits.

Von Fr. Graf, Schwendibach bei Thun.

I.

Nicht allzu weit ab vom großen Straßen- und Bahnverkehr, kaum 2—3 Wegstunden vom Eingangstor des Berner Oberlandes, der Bezirkshauptstadt, Fremdenzentrale, Militärgarnison und „Fliegerheimat" Thun liegt doch eine der unbekanntesten, verborgensten Landschaften unseres Kantons. Sie ist es aber wert, einmal aus ihrer jahrhundertelangen Verborgenheit und Mißachtung aufgeweckt, ans Licht gestellt und den Landsleuten im Bernbiet herum etwas bekannt gemacht zu werden. Alle, die einmal mit offenen Augen bei hellem Wetter den Thunersee hinaufgefahren sind, haben emporgeschaut an die steilen Waldhänge über dem gesegneten Uferstrich von Hünibach, Hilterfingen, Oberhofen, Gunten. Diese schmalen Nagelfluhrippen, die da steil zum Seestrand abstürzen, laufen gleich den Fingern einer Hand im Zentrum der waldigen Kuppe des Blumen (1400 Meter) zusammen und ihre Falten und Flanken tragen sorgfältig bestelltes Bauernland, Kartoffelfelder, Aecker, üppiges Wiesland bis auf 1100 Meter Höhe, malerisch durchsetzt von Häusergruppen, schmucken Dörflein in Obsthainen und zahlreichen Wäldchen und Gebüschen. Die Ortschaften an der Südwestabdachung dieses Berglandes, der sonnige Höhenkurort Goldiwil und das mit ihm wetteifernde Heiligenschwendi, wo — eigentlich in der Bäuert Schwendi — der weitausgedehnte Gebäudekomplex der bernischen Lungenheilstätte steht, sind dem Berner im Unterland noch ziemlich gut bekannt und auch durch einen von Thun heraufführenden Autopostkurs schon viele Jahre gut erreichbar. Umso dunkler und verschwommener erscheint den meisten die hinter den ernsten Waldkämmen des Blumen und der Winteregg liegende Berglandschaft. Nach Osten geht sie über zahlreiche Tobel und Schluchten hin in die Nordabdachung des Sigriswiler-Grates über. Der Horrenbach und die Rinnsale der schauerlich tiefen und wilden Wührischluchten führen die zahllosen Abwässerlein des Gebirges zur Zulg hin, die in einsam tiefer, schattendunkler Waldschlucht vom mächtigen Felsmassiv des Hohgant her rinnt und auf 15 Kilometer Länge unsere Berggegend gegen Norden absolut abgrenzt. In diesem Strich geht die bewohnte und kultivierte Menschenwelt allgemach in die wilde Einsamkeit des Alpenlandes mit seinen Wäldern und Bergweiden von Zettenalp, Tröler, Mäscher, Hörnli und Schöriz über. Da kleben an den Steilhängen über der Wührischlucht die zerstreuten Heimwesen mit kleinen Aeckerlein, schindelgedeckten, braungebrannten Bauernhäuslein zwischen spitzen Tannwäldern, die aus dem Abgrund steigen; ostwärts scharen sie sich zum kleinen Schulbezirk Reust, westwärts und südlich gegen die Wasserscheide ansteigend nennen sie sich Meiersmad. Beide Bäuerten gehören zur Gemeinde und Kirchhöre Sigriswil, wohin von Meiersried aus ein Sträßchen führt, während die Bergbauern von Reust ihr Kirchdorf nur durch unwegsame Tobel, über jähe Felsrücken hinüber erreichen können. In einer Seitenfalte der Wührischlucht, im Westen an den schönen Aussichtspunkt der Höheweid (1220 Meter) angelehnt, reicht das stille Teuffental zwischen die dunklen Waldhänge des Blumenmassivs hinan. Schon etwas hablicher erscheinen hier Häuser und Menschen, etwas rationeller die landwirtschaftliche Betriebsweise. Während östlich der Wührischlucht Land- und Alpwirtschaft ständig ineinander übergreifen und jeder Kleinbauer seine Viehware auf eigenen oder gemieteten Alpweiden sömmert, nähert sich die Betriebsweise in den westlich gelegenen Gemeinden schon mehr derjenigen im Mittellande. Teuffental weist neben flotten wetterbraunen Bauernhäusern auch schon Gebäude mit Einschlag von moderner Kultur auf. Ein hübsches im Heimatstil vor einigen Jahren erbautes Schulhaus, Bäckerei, Käserei, Kramladen, Mühle und Sägewerke,





Goldiwil ob Thun. (Phot. Franco-Suisse.)

ein hübsches Postbureau und als neueste Errungenschaft eine Autohaltstation mit Garage und Werkstatt zeugen von wirtschaftlicher und geistiger Entwicklung der Gemeinde. Denn bis hieher reichte der Straßenstrang, der Ende der Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts von Thun aus über Homberg in diese Gegend geleitet wurde. Zwar wurde diese Straße in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts noch ungefähr 2 Kilometer weiter nach Osten geführt bis zum Gehöfte Keistli im Horrenbach östlich der Wührischluchten. Gleich einer Hochalpenroute windet sich diese Straßenstrecke längs münsterturmhohen Felswänden, die zur Zulg und ihren Nebenwassern abfallen, und überbrückt diese Wildbäche in kühnen Steinbauten. Leider endet sie plötzlich in stiller Weidelandschaft, ohne eine größere Siedelung zu erreichen, ohne eine Verbindung nach Osten gegen das Innereriz oder nach Süden gegen Sigriswil gefunden zu haben. So blieb denn der Verkehr auf dieser innersten Teilstrecke beschränkt auf die Abfuhr von Bau- und Brennholz aus den unergründlichen Wäldern am Nordhang des Sigriswilgrates und auf die Viehtransporte zur Alpauf- und Abfuhr der anstoßenden Bergweiden. Für alle weitern Verkehrsmittel und Errungenschaften, die sich an die neue Straße knüpften, Postbeförderung, Telephonanschluß und seit zwei Jahren den regelmäßigen Autoverkehr blieb Teuffental die stetig aufblühende Endstation. Noch immer hat der Postbote von hier aus vier Gemeinden zu bedienen mit Wegstrecken von 14 Kilometer nur im Hinmarsch; wie spärlich, ungenügend und langsam muß der Postverkehr vor 40 Jahren vor sich gegangen sein, als die Post bis Homberg täglich mit einem Schubkarren von Steffisburg aus kam, weiter nach Teuffental nur zweimal in der Woche getragen wurde und in die Berge von Horrenbach ein Brief erst nach 4—6tägiger Reise gelangte. Verfolgen wir nun die Poststraße von Teuffental talauswärts, so durchstreifen wir noch die weithin zerstreuten Höfe von Buchen, die in 900—1000 Meter Meereshöhe hoch an den zur Zulg sich senkenden Hängen liegen. Politisch hängt dieser Schulkreis mit dem eine Stunde ostwärts hinter der Wühri liegenden Horrenbach zusammen, während sein Kirchdorf Schwarzenegg fast mit den Händen greifbar, aber jenseits der 300 Meter tiefen, ganz unwegsamen Zulgschlucht liegt. In mäßigem Gefälle westwärts weisend, durchzieht die Poststraße weiter nach Homberg, das zwar auch noch deutlich den Charakter zerstreuter Einzelhöfe oder kleiner Weiler trägt, aber doch in Landwirtschaftsbetrieb, Gewerbe und allerlei Kultur immer mehr dem Flachland sich angleicht. Heimelige Chalets längs der Straße, die brave Bauernwirtschaft, Käserei, Postbureau, Bäckerei, Kramläden, Sägen, Handwerkerhäuser reihen sich nebst saubern Bauernhöfen längs der Landstraße, in den auf sonniger Hochebene mit 950 Meter Höhe liegenden Weilern Schwendi, Huckhaus, Dreiligasse. Eine viel größere Zahl von Ansiedlungen, wie auch die beiden Schulhäuser von Engenbühl und Moosacker, liegen abseits der Verkehrsader in stillen Weilern, umgeben von reichem Obstbaumwuchs. Im äußern Teil des Homberg erhält die Straße ein stärkeres Gefälle, durchzieht in weiten Schleifen waldige Tobel der zur Zulg abrinnenden Bäche und berührt auf dieser untern steilern und einsamern Partie noch die kleine Gemeinde Schwendibach, deren freundliche Gehöfte aus Obstbaumwäldchen heraus oder von steilen Hügelkuppen herab auf die Straße herniederschauen. In neuester Zeit haben sich ihnen ein neues, im Heimatstil erbautes Schulhaus, heimelige Privatsitze und eine kleine Fremdenpension beigesellt. Noch einmal taucht die Straße in jähem Gefälle in dunklen Tannenwald, der die Gräben des Bösbaches säumt und verläßt das Waldrevier erst vor den Toren von Thun und Steffisburg.

Heiligenschwendi. — Sanatorium. Neuhaus-Geißler.

Bevölkerungsart und -charakter hangen eng mit der vorstehend skizzierten Landesart zusammen. In den grauen Zeiten der Besiedlung unseres Landes zogen sich nur wenige zähe und knorrige Ansiedler in unsere von dichtem Urwald bestandenen Berge. Oft mögen es einspanige Volksgenossen gewesen sein oder solche, die aus irgend einem Grunde den Verkehr mit den glücklicheren Mannen im Unterland mieden. Jahrhundertelang lebten ihre Familien, Einsiedlern ähnlich, in groben Blockhütten auf den wenigen im Hochwald gereuteten Landstücken. So wie ihre Lebensweise mühsam, hart und primitiv, fern den Kulturgütern des Tales, war, so ward der Volkscharakter hart, knorrig, in sich verschlossen, am engen Kreis des Hauses und der engsten Nachbarschaft klebend. Da nirgends ein baulich oder wirtschaft-

Häusergruppe in Schwendi. (Neuhaus-Geißler.)

lich bedeutenderes Dorf entstand, keine durchlaufende Paßstraße neues Wirtschaftsleben weckte, kein Bergwerk goldene Schätze aus dem Boden zauberte, so konnte auch kein hervorragender und dominierender Hauptort mit eigener Kirche entstehen. Die Kirchspiele des blühenden Unterlandes, Hilterfingen, Thun und Steffisburg, wie auf den begünstigteren Hochebenen im Süden und Norden zu Sigriswil und Schwarzenegg, teilten sich in Herrschaft und Besitz des Berglands am Blumen. Wirtschaftlich aber fesselte die Bezirksstadt Thun mit ihren Märkten, Gewerbebetrieben, ihrem Fremden- und Kurleben seit alters das arme Bergvolk mit 1000 Ketten an sich. Ungestört und unverändert blieb das Leben und Geschick der Bergdörfchen so bis vor kaum einem Menschenalter. Mochte die herbe Hochlandsnatur ihnen auch nur spärlichen Unterhalt spenden, mochten Naturkatastrophen, wie das furchtbare Hochwetter des 25. Juli 1907, manchem die Früchte jahrelanger Arbeit in kurzen Stunden vernichten, der zähe Berner Bauer arbeitete weiter, litt weiter, hoffte weiter. Mit unentwegt zäher Schaffenskraft wurden die Felder wieder bestellt, die Straßen und Wege wieder instand gesetzt, die Spuren der Erdschlipfe getilgt. Langsam erwuchsen auch mehr Gemeingefühl, Energie und Tatkraft, als zu Beginn dieses Jahrhunderts Anzeichen frischen Lebens auftauchten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten Chorgerichtsmanual.

Von Pfarrer S. Joß.

Vor ungefähr fünfzig Jahren wurden die Chorgerichte aufgehoben, die in den Zeiten der Reformation entstanden waren. Jedes Chorgericht bestand aus dem Ortspfarrer, einigen angesehenen Bürgern und den „Heimlichen", die die Kriminalfälle auszuspionieren und anzuzeigen hatten.

Diesem Chorgericht kam das Urteil in der „niedereren Gerichtsbarbeit", den kleineren Vergehen zu, während über größere Sünder der Landvogt oder die gnädigen Herren zu Bern selbst richteten. So war ein festes Netz der Zucht und Ordnung über das ganze Land ausgebreitet, das uns noch heute zeigt, daß die bernische Regierung wohl zu regieren verstand. Gerade durch diese Chorgerichte waren die gnädigen Herren auch jeweilen sehr gut über die Stimmung ihrer Untertanen unterrichtet. In den uns übriggebliebenen Chorgerichtsmanualen, den Verhandlungsberichten dieser Gerichtssitzungen, finden wir deshalb eine Fülle lehrreicher Beispiele über frühere Gebräuche und Sitten.

Das Fluchen war bei strenger Strafe verboten, wie folgende Beispiele aus dem Chorgerichtsmanual der Kirchgemeinde Seeberg lehren:

„1614 ist Sibilla J. gestraft worden, von wägen daß sie meint, der Wirt söllt ihren noch aller Zyt Z'nacht wyn gän, und da ers nitt wöllen thun, sy gseit, sy wölte daß ihn der Tonner schiße."

Neben dieser durstig, zornigen Frau finden wir auch schon die gestrenge Herrin: „1620 ist Margret Ch. bestraft worden, daß sy zu ihrem Ehemann gseit, sy wöllt, daß ihn der Tonner ab der Heubüny schüßi."

Dieser Fluch, „daß dich der Tonner schüßi", findet sich sehr oft und ist wohl noch aus der Heidenzeit stammend, wo man glaubte, daß Gott Donas den Sünder und Frevler durch seinen Blitz erschlage.

Das Wort „Ketzer", das die Katholiken einem vom katholischen Glauben Abgefallenen geben, wird noch 100 Jahre nach der Reformation von Reformierten selbst als Schimpf empfunden.

„1629 sind Daniel M. und Jogeli Sch. für Chorgericht b'schickt und ihnen fürghalte worde, wie sy einanderen ihre Eltern under dem Härd fürghalte, daß Daniel zu Jogeli gseit, er syg eines Kätzers Sohn und Jogeli gseit, er syg eines Schälmen Sohn."

Die alte Leidenschaft der Germanen für Spiel, Tanz und „Keigeln" scheint den gnädigen Herren in Bern nicht besonders gefallen zu haben. Es mag ja oft genug vorgekommen sein, daß schon damals einer Haus und Hof verpetelte.

So wird 1614 Jakob L. gestraft: „von wägen, daß er keiglet und mit Karten gespielt, und anderen, die in synem Hus spielet nit abmanet ein solches zu thun."

Wo wäre heute ein Wirt zu finden, der sein Gewerbe ohne Tanz und Spiel treiben könnte? Das dachte wohl auch der Wirt von Höchstetten, „als er vor Chorgericht b'schickt worde und ihm fürghalte worde, daß er immerdar Däntzern und Spielern Statt und Platz gäbe. Hat aber alles glaugnet und ist nüt bistraft worde."

Die Strafen für obige Vergehen lauteten gewöhnlich 3 Tage und Nächte Gefängnis bei Wasser und Brot.

Ein Bauer geht in der Spielleidenschaft so weit, daß er selbst sein Hochzeitshemd verliert. Der glückliche Gewinner aber wird angehalten, dieses teure Hemd wieder zurückzuerstatten.

Den größten Teil des Chorgerichtsmanuals füllen die Sittlichkeitsdelikte, die oft sehr heikler Natur sind.

So wird dem Bauer W. vorgehalten, „daß er zu Wynigen mit einer gmeinen Mätzen gässen, trunken und sonst anderer mal mehr ihnen nachgehängelet." Er antwortet darauf mit dem alten, doch immer noch modernen Sprichwort:

Sy hat mir's angetan,
Daß ich ihr nach müßt gan.

Das Chorgericht scheint aber von dieser Antwort nicht sonderlich erbaut gewesen zu sein, denn der arme Liebhaber wurde zu 10 Tag und Nächt in Gefangenschaft gelegt.

(Schluß folgt.)

In der Laue.

(Schluß.)

Von Ernst Jenny.

Die Sonne ging blutigrot hinter dem Oberaarhorn unter. Die Firne wurden bleich, die Felsen verdüsterten, die Täler sanken in kaltes Grau. Es wurde rasch kühl, sehr kühl. Wir hatten Hunger, aber unser Proviantberglein lag unten auf dem Hüttentisch; und der Ziegenledersack an der Wand barg feurigen Wein. Zu dumm. Wir hatten für unsern Berg nur ein kräftiges Znüni mitgenommen; denn